

ANTOINE LAURAIN

Eine  
verdächtig  
wahre  
Geschichte

*Roman*

ATLANTIK



A

ANTOINE LAURAIN

Eine  
verdächtig  
wahre  
Geschichte



*Roman*

ATLANTIK



A

*A*

**Antoine Laurain**

# **Eine verdächtig wahre Geschichte**

Roman

Aus dem Französischen von Claudia Kalscheuer

Atlantik

### \*\*\* Erster Teil \*\*\*

Marcel Proust öffnete seine schweren Lider und betrachtete sie mit einem wohlwollenden Blick, in dem eine Spur von Ironie lag, als wüsste er, warum sie da war. Violaine konnte die Augen nicht vom Gesicht des Autors von *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* lösen; diese dunklen Augenringe, der tadellos gekämmte Oberlippenbart, die tiefschwarzen Haare. Er trug seinen Ottermantel und saß auf einem Holzstuhl direkt neben dem Bett. Seine rechte Hand ruhte auf einem Gehstock mit einem Griff aus Elfenbein und Silber, während die linke sanft über das glänzende Fell des Mantels strich. Violaine drehte den Kopf auf dem Kissen und stellte fest, dass ihr ganzes Zimmer voller schweigender, fast regloser Besucher war. Der Mann im beigen Rolli mit den zerzausten Haaren, dem eigenartigen Kinnbart und nackter Oberlippe konnte nur Georges Perec sein. Eine schwarze Katze auf einem Tischchen räkelte sich unter den Liebkosungen des Schriftstellers und streckte ihm die Schnauze entgegen. Die beiden schauten einander an, als wären sie in ein telepathisches Gespräch vertieft.

In Cordhose und verwaschenem Jeanshemd stand Michel Houellebecq am Fenster, blickte gedankenverloren auf

einen Punkt am Horizont und zog sehr langsam an seiner Zigarette, deren Rauch im Gegenlicht eine milchig blaue Wolke bildete. Die strähnigen Haare, die in den Nacken hingen, und die schmalen Lippen verliehen ihm das Aussehen eines alten Hexers.

»Michel!«, wollte Violaine rufen. Aber aus ihrem Mund drang kein Laut.

Sie hatte sie nicht gleich bemerkt, doch am Fuß ihres Betts saß eine dunkelhaarige junge Frau, sie starrte auf die Wand und murmelte Sätze vor sich hin, die Violaine nicht hören konnte. Mit ihrem Haarknoten, ihrem langen weißen Kleid und diesem Kameenprofil befand sich tatsächlich auch Virginia Woolf im Raum. Violaine schloss die Augen und öffnete sie wieder. Sie waren immer noch da. Sie drehte den Kopf zum anderen Fenster, vor dem sich im Gegenlicht die Gestalt von Patrick Modiano abzeichnete. Er schien sehr gewichtige Worte mit einer blonden jungen Frau in einem schwarzen Kleid zu wechseln, deren Gesicht Violaine nicht sehen konnte. Er musste sich hinabbeugen, um mit seiner Gesprächspartnerin auf gleicher Augenhöhe zu sein. Die junge Frau nickte.

»Patrick ...«, wollte Violaine flüstern. Aber wieder kam kein Wort über ihre Lippen. Modiano drehte sich dennoch langsam zu ihr um und musterte sie besorgt. Auf seinem Gesicht erschien ein leises Lächeln, dann legte er den Zeigefinger vor den Mund.

»Sie hat die Augen aufgemacht ... Sie kommt zu sich«, verkündete eine Frauenstimme. »Holen Sie Professor Flavier. Es ist alles in Ordnung, Sie sind nicht allein«, fuhr die Stimme fort. Und Violaine hätte gern geantwortet, nein, sie sei nicht allein. Proust, Houellebecq, Perec, Woolf und Modiano waren bei ihr.

Zwei Millionen Französinen und Franzosen träumen davon, veröffentlicht zu werden, wenn man den Umfragen der letzten Jahre Glauben schenkt. Die meisten träumen von einem Buch, das sie nie schreiben werden. Sie werden dieses Vorhaben ihr Leben lang im Hinterkopf behalten – eine Art Phantasie mit der sie in der Urlaubszeit liebäugeln werden. Um es dann doch jedes Mal vorzuziehen, ins Schwimmbecken zu springen oder den Grill zu beaufsichtigen, statt sich im Halbdunkel des Hauses an einen Tisch zu setzen, um im Licht eines Computerbildschirms die Seiten des Vortags zu überarbeiten. Sie werden oft von diesem Buch reden, das sie »im Kopf« haben. Ihre Freunde und Verwandten werden erst voller Bewunderung sein, und dann, wenn Jahr um Jahr nichts passiert, nachsichtige Blicke wechseln, sobald der Autor oder die Autorin in spe mit genießerischer und entschlossener Miene erneut vom geplanten Buch anfängt: »Diesen Sommer mache ich mich wieder daran.« Aber es wird nichts geschehen. Auch im folgenden Sommer nicht. Im Winter noch weniger. All diese Geisterbücher bilden eine Art gasförmiger Materie, die die Literatur umgibt wie die Ozonschicht die Erde.

All diejenigen, die nie über drei Seiten und eine rudimentäre Gliederung hinauskommen werden, sind letztendlich harmlos. Von ihnen wird nie etwas per Post in der Manuskriptabteilung des Verlags ankommen. Eine andere Kategorie von Möchtegern-Autoren wird beschließen, sich wirklich reinzuhängen. Koste es sie drei

Monate oder fünf Jahre, sie wollen dieses dicke Rechteck aus weißem Papier in ihren Händen halten, mit Spiralbindung und einem Titel auf dem Deckblatt, ihrem Namen in Times New Roman Schriftgröße 25 sowie diesem kleinen Wort: »Roman«. *Ihr* Manuskript. Dieses endlich ausgedruckte Exemplar, vom Deckblatt bis zum letzten Satz, wird die Frucht ihrer schlaflosen Nächte darstellen, ihres Schaffens im Morgengrauen, ihrer in der U-Bahn oder auf Flughäfen in ein Heft gekritzelten Notizen, ihrer Geistesblitze, die sie unter der Dusche oder mitten in einem Geschäftsessen aus heiterem Himmel überfallen haben wie angreifende Wespen. Die einzige Möglichkeit, sie loszuwerden, war, sie so schnell wie möglich aufzuschreiben, sei es in ein rotes Moleskine-Heft oder in die Notiz-App eines Smartphones. Sie werden für den Roman entscheidend sein. Oder auch nicht.

Für diejenigen, die bis zum Wort »Ende« gekommen sind, aber in der Verlagswelt niemanden kennen, wird der Tag des Versands kommen. Eines Morgens oder eines Abends werden sie in einen Copyshop gehen und zehn oder zwanzig Exemplare ihres Manuskripts anfertigen lassen, mit einem transparenten Deckblatt über dem Titel und einer kartonierten Rückseite in Schwarz oder Weiß, zusammengehalten von einer Plastikspirale – ebenfalls schwarz oder weiß, es gibt sowieso nur zwei Farben. Nachdem sie diese bleischwere Plastiktüte nach Hause geschleppt haben, machen sie sich daran, jedem Exemplar

das »Anschreiben« beizufügen – eine Art Empfehlung, die man verfasst, ohne sich auf irgendeinen Prinzen oder Baron berufen zu können, mit der man jedoch versucht, das Interesse derjenigen zu wecken, die sie lesen werden.

Es gibt sehr einfache Anschreiben – die sind Violaine am liebsten – und andere, unglaublich selbstgefällige, in denen der oder die Unglückliche versucht, sein oder ihr Werk irgendwo zwischen James Joyce und Maurice G. Dantec zu verorten, oder zwischen Jim Harrison und Ernest Hemingway. Andere sind sich nicht zu schade, ganz nebenbei eine Verwandtschaft oder Freundschaft mit einer einflussreichen Persönlichkeit zu erwähnen, wie eine Art verhüllte Drohung. Die Idee einer Macht, die sich im Fall einer Ablehnung des Textes plötzlich erheben könnte. Violaine bewahrt die komischsten, die lächerlichsten, die erbärmlichsten Briefe auf und legt sie in einem Ordner ab, den sie für sich behält, für ihr privates Archiv der Manuskriptabteilung. Der Ordner trägt den Titel »Insekten«, was zu der Annahme verleiten könnte, es handele sich um Materialien über Käfer. Wenn man Violaine kennt, weiß man allerdings, dass »Insekt« – ein eigentlich ganz banales Wort der Alltagssprache – in ihrem Mund die schlimmste Beleidigung ist.

Sätze wie: »Dieses Insekt hat mir heute Morgen eine Mail geschrieben ...«, oder solche, die sogar in Gegenwart der betreffenden Person ausgesprochen werden können: »Weißt du, mit wem du sprichst? Insekt ...«, durchsetzen

den normalerweise gepflegten und wohlwollenden Redefluss dieser eleganten Frau um die vierzig, die alle so reizend finden mit ihren grünen Augen und ihren braunen, ins Rötliche gehenden schulterlangen Haaren.

Von Violaine Lepage, Lektorin und Leiterin der Manuskriptabteilung, als »Insekt« bezeichnet zu werden, stuft einen auf den niedrigsten Rang der Lebewesen herab; da wäre man sogar besser noch ein Stein. Es wurden schon Autoren, Journalisten, Lektoren, Fotografen, Filmproduzenten und Agenten als Insekten bezeichnet. Und ist man einmal zum Insekt geworden, so bleibt man es zeitlebens, für diese Verwandlung gibt es kein Gegenmittel. Keine Möglichkeit, wieder in Gnaden aufgenommen zu werden. Der Insektenstatus wird *ad vitam aeternam* verliehen. So herrscht Violaine seit mehr als zwanzig Jahren über ihr Reich der Manuskripte, in dem sie als einfache Gutachterin angefangen hatte, bevor sie die Leiter der Macht erklomm.

Der Autor in spe ist an sich weder ein Insekt noch wirklich ein Mann oder eine Frau. Er hat noch kein Alter, keinen Beruf, nicht einmal ein Gesicht, sondern nur einen Vornamen und einen Nachnamen – vielleicht nicht mal seinen eigenen – zuoberst auf der ersten Seite seines »Manuskripts«. Einerlei, ob Sie Damien Perron oder Nathalie Lefort, Leila Alaoui oder Marc Da Silva heißen, ob Sie 1996 oder 1965 geboren sind, ob Sie Kellner in einem

Restaurant oder Abteilungsleiter bei Axa sind, ob Sie seit zehn Generationen in der Auvergne leben oder erst vor zwei Jahren nach Frankreich eingewandert sind. Was zählt, ist Ihr Text; dieser Text, den Sie, Autor oder Autorin, an diesem grauen Morgen oder Spätnachmittag zum Postamt des Viertels bringen werden – dasjenige, zu dem Sie immer gehen, um Ihre Einschreiben und Behördenbriefe aufzugeben, und das an diesem Tag einen ganz besonderen Charakter annehmen wird. Sie werden tatsächlich empfindlicher als sonst auf die Menge reagieren, Sie werden keine Lust haben, dass man Ihnen über die Schulter blickt und all diese Verlagsnamen liest, die auf den dicken braunen Umschlägen stehen, mit dem Vermerk »Zu Händen des Lektorats/Manuskriptabteilung«, der einem Ohnmachtsbekenntnis gleichkommt – nein, Sie haben nicht die nötigen Beziehungen, um auf direkterem Weg gelesen zu werden. Der Postautomat wird den Preis für den Briefversand anzeigen, entsprechend dem Gewicht und dem Zielort, dann müssen Sie nur noch das Feld »Anzahl« ausfüllen und bestätigen. Und ebenso viele Verlage werden es sein, an die Sie die Frucht Ihrer Arbeit, Ihr Baby, die Freude Ihrer Nächte, die Qual Ihrer frühen Morgenstunden schicken werden. Ihr Werk.

Am Ende werden Sie einen großen Stapel mit beiden Händen aus der Post hinaustragen müssen, um die Umschläge nacheinander in einen der Schlitze des Briefkastens zu werfen. Meistens wird der Bestimmungsort

»Paris« sein. Abgesehen von zweien oder dreien haben alle wichtigen Verlage eine Pariser Adresse. Beim dumpfen Aufprall auf dem Grund des dunklen Kastens wird Sie vielleicht das unangenehme Gefühl beschleichen, Ihren Roman in die Mülltonne zu werfen. Wer wird sich dafür interessieren? Wer wird Ihnen antworten? Dann werden Sie sich beeilen, sie in den Briefkasten zu schieben, wie man sich bei Nacht und Nebel im tiefen Wald einer Leiche entledigt.

Zurück zu Hause werden Sie sich ein großes Glas Wein oder Whisky einschenken. Ihnen wird nach Heulen zumute sein, aber Sie werden es nicht tun, und Sie werden niemandem von diesem schmerzlichen Moment auf der Post erzählen. Sie werden nicht darüber reden, so wie man mit niemandem über eine schlechte Tat spricht, aus Angst, verurteilt zu werden, und mehr noch, sich beim Erzählen selbst zu verurteilen.

»Hast du dein Manuskript losgeschickt?«, wird man Sie noch am gleichen Abend fragen.

»Ja«, werden Sie lediglich antworten und dann schnell das Thema wechseln.

»Wie ist Ihr Name?«

»Violaine ... Lepage.«

»Was sind Sie von Beruf?«

»Lektorin. Wo sind sie denn alle hin?«

»Wer?«

»... Wo bin ich?«

»In einem Krankenhaus, in Paris. Es ist alles in Ordnung.  
Ruhen Sie sich aus, ich komme gleich zurück.«

Violaine schloss die Augen wieder.

Ich glaube nicht an das unerkannte Genie.« Diesen Satz murmelt Violaine oft vor sich hin wie ein Mantra, während ihre grünen Augen über die schweren Umschläge schweifen, die jeden Morgen auf ihrem Schreibtisch landen – es gehen täglich zwischen zehn und fünfzehn davon im Verlag ein – und dann weiter wandern zu den Stapeln von wartenden Manuskripten in den Regalen. Hinter jedem steht ein Leben, hinter jedem eine Hoffnung. Jeder Tag, den die Manuskripte in den Regalen verbringen, ist ein weiterer Tag des Bangens für ihre Autorinnen und Autoren. Jeden Morgen erwarten sie, in ihrem Briefkasten eine Antwort vorzufinden oder eine E-Mail oder einen Anruf zu bekommen. So sehr hat der Text den Verlag begeistert, so sehr eilt es der Literatur, die so lange auf ihr Talent verzichten musste, das Versäumte wiedergutzumachen.

Fünfhunderttausend abgelehnte Manuskripte pro Jahr, wenn man alle Verlage zusammennimmt. Was wird aus all diesen Geschichten? All diesen Figuren, die das Publikum nie kennenlernen wird und die von den professionellen Lesern und Leserinnen in den Lektoraten bald vergessen sein werden? Was sie erwartet, ist das Nichts, gleich diesen ausgedienten Satelliten, die durch die intergalaktischen Weiten treiben und nicht einmal mehr von den Raumstationen verfolgt werden. Dreiviertel der Autoren möchten ihr wertvolles Exemplar zurückhaben. Sie können Briefmarken beilegen, damit man es ihnen zurückschickt. Eine andere Möglichkeit ist, es direkt im Verlag abzuholen.

Das tun allerdings nur die Wenigsten. Sie haben davon geträumt, diese Tür aufzustoßen, um voller Herzlichkeit und Neugier empfangen zu werden, um es sich in einem breiten Sessel bequem zu machen, das Angebot eines Kaffees dankend anzunehmen, ein bisschen von sich und ausführlich von ihrem Buch zu reden und schließlich einen schönen Füllfederhalter zur Hand zu nehmen, um ihren ersten Buchvertrag zu unterzeichnen, von dem sie – manchmal zu Recht – denken, dass er den Anfang eines neuen Lebens einläuten wird. Die Tür aufzustoßen, um am Empfang darum zu bitten, dass man ihnen ihr abgelehntes Manuskript zurückgibt, das eine Praktikantin dann holen und ihnen mit einem Lächeln und einem »Schönen Tag noch« überreichen wird, geht über ihre Kräfte.

*»Madame, es ist eine Schande, dass ein Manuskript wie meines bei Ihnen und Ihrem Verlag nicht auf mehr Interesse stößt. Das sagt eine Menge über unser Land und den jämmerlichen Zustand seiner literarischen Kultur aus, und ich lese im Übrigen schon lange keine französischen Romane mehr ...«*

*»... Es macht Ihnen wohl Spaß, die Manuskripte von anständigen Leuten abzulehnen und die Ihrer Freunde zu publizieren. Verleger = Lumpenpack. Feinde des Volkes!«*

*»Ich habe mein Manuskript postwendend zurückbekommen. Ich hatte auf Seite 357 ein Haar*

*hineingelegt und muss feststellen, dass es immer noch da ist. Sie haben mein Buch nicht gelesen. Wusste ich doch, dass die Verlage nie etwas lesen.«*

*Anonym: »An das Lektorat: Fickt euch doch alle ins Knie!«*

*»Ich habe beschlossen, Schluss zu machen. Nur die Aussicht auf die Veröffentlichung meines Manuskripts hat mich noch am Leben gehalten.«*

*»Ich werde meinen Freund den Minister anrufen, und ich denke, dann werden Sie endlich begreifen, dass ich nicht irgendjemand bin.«*

*»... Alle meine Freunde und meine Familie sind sich darin einig, dass mein Buch großartig ist! Sie bringen die Leserschaft um eine wunderbare Geschichte und Ihren Verlag um einen garantierten Erfolg.«*

Diese pittoresken Briefe bleiben selten. Sie befinden sich innerhalb des »Insekten«-Ordners in einem Unterverzeichnis namens: »Manchmal antworten sie sogar noch!«

Die Bestimmung einer Manuskriptabteilung besteht darin, neue Autoren zu finden und sie zu veröffentlichen.

Diese Mission wird zwei- bis dreimal im Jahr erfüllt. Das rechtfertigt all die Stunden, die mit der Lektüre der Prosa Unbekannter zugebracht werden, die Tausende von geöffneten Umschlägen, die Hunderte von verfassten Gutachten und die Tausende von Musterbriefen, die ins ganze Land und manchmal in die ganze Welt verschickt werden. »Es tut uns leid, Ihnen mitteilen zu müssen, dass Ihr Text trotz seiner unzweifelhaften Qualitäten nicht in unser Programm passt.« Aber zwei- bis dreimal im Jahr gerät die Manuskriptabteilung in Wallung. Ein gemurmertes »Ich glaube, wir haben da was« ist dafür oft das erste Anzeichen.

So ist es vor einem halben Jahr mit *Die Zuckerblumen* von Camille Désencres geschehen. Ein Text von hundertsiebenzig Seiten, gebunden mit dem üblichen transparenten Deckblatt und der kartonierten Rückseite, adressiert an die Manuskriptabteilung. Marie, die jüngste unter den Gutachterinnen, schlug ihn auf, nachdem sie das sehr schlicht gehaltene Anschreiben gelesen hatte: »Guten Tag, ich heiße Camille Désencres, ich hoffe, mein Text wird Ihnen gefallen. Mit freundlichen Grüßen, CD.« Auf Seite 27 angelangt, sprach sie besagten Satz aus: »Ich glaube, wir haben da was.« Stéphane und Muriel blickten auf. Anderthalb Stunden später hatte sie *Die Zuckerblumen* zu Ende gelesen.

»Und?«, fragte Stéphane.

Marie lächelte und nahm ihren Stift, um eine Sonne auf den Umschlag zu malen. »Glutheiß sogar«, fügte sie hinzu.

Es gibt im Lektorat drei Bewertungskürzel:

Ein Quadrat: abgelehnt.

Ein Halbmond: nicht uninteressant, der Text müsste noch einmal überarbeitet werden oder der Autor könnte etwas anderes vorlegen – man wird sich an ihn erinnern und mit Interesse lesen.

Eine Sonne: dringend zur Veröffentlichung empfohlen.

Das normale Vorgehen nach der Entdeckung eines Goldklumpens im Schlamm des Flusses, den die eingehende Manuskriptflut darstellt, besteht darin, von einem der vier Schreibtische in dem dreißig Quadratmeter großen Büro voller Regale aufzustehen, den Raum zu verlassen und zehn Meter weiter an Violaines Tür zu klopfen. Am Tag der Entdeckung der *Zuckerblumen* war sie allerdings auf Geschäftsreise in London.

»Hallo Violaine, hier ist Marie, ich glaube, ich habe unter den Manuskripten eine Sonne gefunden, bitte sag mir, wie wir vorgehen, da du ja erst in vier Tagen zurückkommst.«

Auf die Nachricht kam mehrere Stunden lang keine Antwort, dann ging eine SMS ein: »Großartig, Marie, ich vertraue dir, aber da ich es nicht sofort lesen kann, gib es doch schnellstmöglich an Béatrice weiter. Halt mich auf dem Laufenden.«

»Bestens, ich lasse es zu Béatrice bringen.«

Béatrice ist die vierte Gutachterin der Manuskriptabteilung. Mit ihren fünfundsiebzig Jahren ist sie die Älteste, und ihr Alter und ihre Wahrnehmung der zeitgenössischen Literatur sind für Violaine wertvolle Pluspunkte. Auch Béatrice ist vier Jahre zuvor mit der Post im Lektorat angekommen, allerdings enthielt ihr Umschlag keinen schweren Paken gebundener Seiten, sondern einen bloßen Brief, in dem sie in gewählten und anrührenden Worten erklärte, dass sie im Schnitt vier Bücher in der Woche lese, über die sie zu ihrem eigenen Vergnügen